



Evang. Gemeindeblatt für Stadt u. Landkreis Elbing

Verlagspostanstalt:
Seiligenbeil Ostpr

Herausgeber:
Evang. Volksbund

Al! unsre Schuld vergib uns, Herr,
daß sie uns nicht betrübe mehr,
wie wir auch unsern Schuldigern
ihr' Schuld und Fehl vergeben gern.
Zu dienen mach' uns all bereit
in rechter Lieb' und Einigkeit.

Martin Luther.

Worte Jesu zum fünften Gebot.

Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht töten; wer aber tötet, der soll des Gerichts schuldig sein. Ich aber sage euch: Wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichts schuldig; wer aber zu seinem Bruder sagt: Racha! der ist des Rats schuldig; wer aber sagt: Du Narr! der ist des höllischen Feuers schuldig. Darum, wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst und wirst alda eingedenk, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so laß allda vor dem Altar deine Gabe und gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder, und alsdann komm und opfere deine Gabe. Sei willfährig deinem Widersacher halb, dieweil du noch bei ihm auf dem Wege bist.

(Matth. 5, 21 ff.)

Selten, sehr selten hat Jesus vom höllischen Feuer gesprochen. Aber in den seltenen Fällen, in denen er darauf zu sprechen kam, spürt man es dann auch deutlich, daß es in seinem Munde alles andere war als ein bloßes Schreckmittel. Wenn du die obige Stelle aus der Bergpredigt in ihrem tiefen heiligen Ernst auf dich wirken läßt, dann spürst du ganz deutlich, daß sie mehr enthält als erschütternde Warnungen. Du spürst, wie diese Worte zugleich ein tiefes Erschrecken Jesu enthüllen, ein Erschrecken darüber, daß Menschenseelen in Grimm und Groll dermaßen vererben können, daß sie in alle Ewigkeit nicht mehr heil werden, und daß Menschen sich so in Selbstgerechtigkeit verstocken können, daß sie sich eben damit selber die Hölle bereiten, die unselige Gottesferne. Denn es gibt in Zeit und Ewigkeit keine Gemeinschaft zwischen Gott und den Selbstgerechten. —

Wogegen wenden sich Jesu Worte? Nicht gegen den Born, der ihn selbst so manches Mal überkam, wenn er z. B. selbstgerechter Frömmigkeit begegnete und unter ihrer Engherzigkeit und Lieblosigkeit seine Menschenbrüder leiden und verschmachten sah. Und wir brauchen auch darüber nicht zu grübeln, was denn das „Racha“ und „Du Narr“ — sagen eigentlich bedeutet. Mag es uns ruhig dunkel bleiben. Denn was Jesus von uns will, ist wahrlich nicht in Dunkel gehüllt: Du sollst kein Mörder werden an der Seele Deines Bruders! Wenn du ihr lieblos und verständnislos begegnest — und nicht nur Worte und Taten, schon Gebärden und Mienen können bitter verletzen —

wenn du ihr gleiches mit gleichem vergiltst — wenn du dich um ihretwillen nicht zu überwinden vermagst, dann wirst du in alle Ewigkeit die Verantwortung dafür nicht abschütteln können, wenn sie durch dein Verhalten gefesselt bleibt in Haßgefühlen und darum den Weg nicht findet in den Frieden der Geborgenheit an Gottes Herzen. —

„Du sollst nicht morden“ — so habens schon die Alten gehört. Aber sie dachten dabei nur an Blutbergießen und an erschlagene Leiber. Und doch gibt es Morde, wo kein Leichnam Zeugnis ablegt vom graujugem Tun der Menschen. Wenn z. B. einer seinen Wahrheitsinn erstickt, also mordet, so jahdet kein Steckbrief nach einem solchen Mörder. Aber ein Mörder bleibt er dennoch — auch er! Und darum: Wehe den Selbstgerechten. Denn sie morden den Wahrheitsinn, der sich auch gegen das eigene Ich kehren und zuvor den Balken aus dem eigenen Auge zu entfernen sich mühen soll, ehe er sich anschickt, den Splitter im Auge des Bruders anzufassen. —

Alles Leid, was wir Menschen unserm Bruder zufügen an Leib und Seele, es würde enden, wenn die Quelle verstopft würde, aus der all unser unbrüderliches Handeln quillt. Es quillt aus unserer Selbstgerechtigkeit. Wer sich vor Gott wahrhaft demütigt, der wird nie unversöhnlich und lieblos gegen seinen Bruder. —

Es war nicht Jesu Art, mit der Hölle zu schrecken. Aber ein erschütterndes Weh kam stets über seine Lippen, wenn sein Blick fiel auf ungerechte Menschen. Denen bezeugt er's: Ihr seid des höllischen Feuers schuldig; für euch gibt es bei Gott nur Gericht, kein Erbarmen. Und er weiß es, in wessen Namen er ihnen das bezeugt und bezeugen muß. Wer ihn höret, der hört den heiligen Gott, den Herrn der Ewigkeit, den Richter der Lebendigen und Toten. —

Wer sind die Selbstgerechten, für die das Heilandsauge kein Erbarmen mehr in Gottes Vaterherzen zu entdecken vermag, und denen er darum nur noch das Gericht anzudrohen vermag, es sei denn sie kehren noch um unter dem ernststen Warnwort Jesu? Eben die sind es, die nicht vergeben wollen und die nichts davon wissen wollen, daß der erste Schritt der Versöhnung immer von uns zu tun ist und daß auch erlittenes bitterstes Unrecht uns nicht berechtigt, starrsinnig auf unser Recht zu pochen.

Wer sich vor Gott wahrhaft demütigt, dessen Selbstgerechtigkeit schwindet dahin. Darum wollen wir auch nicht vorwurfsvolle Fragen an Gott richten, wenn er uns in seine besondere Schule nimmt, um uns unsere Selbstgerechtigkeit zerschlagen zu helfen, sondern stille halten seinem Walten, bis wir es an uns selber erlebt haben: „Im Kreuze wird man klein, der eingebildete Schein und alles hohe Dünken muß in dem Kreuze sinken, man wird so klein, so klein.“ —

Wie oft hat Jesus uns in unserm Leben schon zur Ver-

söhnlichkeit und zum Vergeben gemahnt! Und du weißt doch — Er, der so stark betont: Ich aber sage euch — er sucht nun mit seinem Auge, dem nichts verborgen bleibt, bei dir und mir die Frucht seines herzlichen Bittens, seines tiefsten Mahnens. O bleib nicht taub, mach dein Herz nicht hart, wenn er dich heute wieder so eindringlich anredet: „Sei willfährig deinem Widersacher, dieweil du noch bei ihm auf dem Wege bist!“

Noch bist du mit ihm auf dem Wege. Aber wie lange? Du ohne Aufschub, was dein Herz dich tun heißt, wenn anders Jesu Wort heut eine offene Thür zu deinem Herzen gefunden hat. Es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war. —

W. Sch.

Der Joggeli.

Von Wilhelm Sped.

(Mit Genehmigung des Verlages M. Warnack, Berlin.)

Nachdr. verboten.

4. Fortsetz. u. Schluß.

Lange hörte man dann nichts von ihm. Als er aber erst einmal geschrieben hatte, folgte ein Brief nach dem andern, und der letzte war jedesmal glückseliger als der vorhergehende. Es sei wie im Himmel, schrieb er, seine Entfalten gingen ihm nicht mehr von der Seite, und alles sei so schön, wie er es sich nie im Leben vorgestellt hätte. Zurück käme er nicht wieder.

Damals zeigte es sich, daß sein Stern schon im Erblichen war: Seine Tochter hatte es ihm im Dorf verdorben. Sie hatte stolz und fremd getan, und nun, sagt man, fange der Joggeli auch so an. Daß es ihm bei seinen Leuten gefalle, könne man ihm nicht verdenken; aber schön sei es nicht zu nennen, daß er sich von der Heimat, darin es ihm doch solange wohl gewesen sei, in jedem Brief lossage. Dem Lenchen riet man, es solle ja auf seine amerikanischen Ausichten keine Häuser bauen. Der Joggeli habe es schon des öftern bewiesen, daß er ein Kind sei und eins über dem andern vergesse.

Als der Winter vorüber war und die Weiden silberne Rädchen trugen, träumte Lenchens Mutter einmal in der Nacht, beim Joggeli brenne Licht, sie sah aber nachher, als sie die Augen klar bekommen hatte, daß das Haus mit seinen Fenstern dunkel wie immer war. Am Morgen entdeckte dann das Lenchen, daß bei ihrem Vater ein Fensterflügel aufstand, und wie sie oben gewesen war, rief sie schon von weitem: Beim Joggeli geht die Uhr.

Jetzt stürmte man hinauf und sah den Joggeli am Kammerfeuster stehen, vor einem kleinen Spiegel, ganz in Gedanken versunken, und das Gesicht voller Seifenchaum. Man verhielt sich also, da man einen, der mit dem Messer hantiert, nicht aufschrecken darf, solange still, bis er die Wangen glatt hatte und nun wieder aus seinem Nachdenken erwachte und, seine Zuschauer bemerkend, lebhaft hinauszgrüßte.

Ja Joggeli, da bist du ja, rief man ihm entgegen, als er bald darauf in der Thür erschien. Wir dachten, du kämst niemals wieder.

Das glaubte ich selbst, versetzte er, aber es kommt manchmal anders, als man denkt. Mitten in meinem Glück legte sich mir plötzlich etwas auf die Brust, fester und fester, dann fing es auch an, in meinem Ohr zu läuten und wie ich genau hinhörte, waren es unsere Glocken hier. Die läuteten nun in einem fort, Tag und Nacht, bis mir ganz schwindlich wurde, und meine Tochter sagte, es sei gewiß am besten, ich führe erst einmal nach Hause, nachher würde mir besser werden, und das Heimweh nach Amerika würde mich erfassen. Gestern, als es zur Nacht läutete, war ich über dem Dorf und ich sage euch: Ich habe doch inzwischen vieles gesehen und gehört, aber etwas Schöneres als unsere Glocken gibt's auf der Erde nicht wieder. Ich war halb ohnmächtig vor Freude, als ich sie wieder hörte.

Die Leute schüttelten den Kopf und sagten, als sie auseinandergingen: Es stimmt nicht, und es stimmt nicht. Seine Anna und ihr Wesen haben wir ja nun kennen gelernt, und Joggelis Art ist uns auch nicht unbekannt. An ihm selber wird ihnen nicht soviel gelegen haben als an seinem Geld. Wie wenig es sein mag, die Amerikaner

können alles gebrauchen. Wäre ihm so wohl gewesen, so würde er drüben geblieben sein, nun aber schämt er sich, seine Enttäuschung einzugestehen.

Joggelis Ruhm zu vernichten, kehrte auch der Knecht, den er nach Amerika beschieden hatte, wieder zurück und machte ihm einen bösen Austritt, lärmte danach auch im Dorf herum, Joggeli habe ihn belogen und betrogen, es sei drüben ganz anders als er es ihm abgebildet hätte und er wäre froh, den amerikanischen Staub von den Schuhen abgeschüttelt zu haben.

Seitdem hörte man Joggeli mit vorsichtiger Miene zu, wenn er berichtete, und hing allen seinen Worten ein Fragezeichen an. Sprach er von seiner demnächstigen Rückreise, und daß er das Herz bis oben hin voll Sehnsucht habe, so klopfte man ihm lachend auf die Achseln und meinte, so schlimm würde es doch wohl nicht sein. Schätzte er seines Schiegersohnes Wohlstand, so sagte man, so schnell werde ihm dieser wohl nicht den Grund der Dinge aufgedeckt haben, und man dürfe nicht alles, was einem in die Augen glänze, für Gold halten. Für jedes Wort sollte er Brief und Siegel herbeibringen und wäre ihm zu tun gewesen, ihr Vertrauen wieder zu gewinnen. So hätte er die amerikanischen Steuerlisten einfordern müssen.

So wichtig war ihm aber ihre Meinung nicht mehr, er zog sich vielmehr von ihnen zurück. Nur die Kinder sammelten sich nach wie vor unter dem Nußbaum und auch die jungen Leute ließen sich darunter noch weiterhin zum Singen nieder. Joggeli empfand erst Betrübniß über die eingetretene Entfremdung, er machte aber keinen Versuch, sie wieder aufzuheben.

Es geht mir mit den Menschen wie mit meiner Uhr, sagte er zu sich selbst, ich fühle jetzt einen Widerstand und brauche nur ein wenig aufzudrücken, so springt die Feder und wir sind ganz auseinander. Recht zusammen sind wir eigentlich niemals gewesen, sondern als ich meinen künftigen Tag hatte, und meine Magdalene nahm, waren sie voll Spott und Hohn. Mein schwerstes Werk, das müde Herz, worin alles gebrochen war, dennoch in ganz zu halten, daß es nicht zuckt und wehklagte, haben sie übersehen; aber daß ich eine alte Uhr wieder zurecht gebracht habe, galt ihnen als etwas Großes, und wie ich vor lauter Glück närrisch geworden war, wurde ich ihr Drakel. So geschieht mir recht, wenn sie mich jetzt, wo ich meinen Verstand wieder erlangt habe, für kindisch ansehen.

Er besprach daher seinen Reiseplan hinfort nur noch mit dem Lenchen und dessen Mutter, und da er sich inzwischen an ihre Gesellschaft gewöhnt hatte und sie nicht so lange entbehren wollte, so ließ er die beiden, bis sie zusammen mit ihm aufbrächen, bei sich wohnen. Damit glaubte er, vorerst genug getan zu haben, nahm also seine Waldarbeit wieder auf, ging aber nicht mehr mit der schweren Axt, sondern war dem Förster sonst behilflich zu säen, zu pflanzen und den Forst zu hegen. Da er nun nicht mehr in der Nähe des Dorfes blieb, trug ihm das Lenchen gern das Essen zu und erlustigte sich, derweilen er speiste, im Wald und in den Beeren.

Hätten die Menschen den Joggeli verlassen, so hielt der Wald um so treuer zu ihm. Weit herum kannte ihn ja jeder Baum. Diesen hatte er gepflanzt, jenem Luft gemacht, als es ihm zu enge wurde, unter anderen hatte er bloß geruht, aber manch Liebes Mal in Freude und Kummer. Wenn der Joggeli aß, wollte der ganze Wald wissen, wie es ihm mundete. Die Finken spazierten ihm vor den Füßen herum, die Häslein bedüngten ihn von weitem, und es deutete ihn, die Eichhörnchen, die sich über ihm in den Zweigen tummelten, wetteiferten miteinander, ihm Bucheckernschalen in den Napf zu werfen. Bei der Arbeit aber schauten ihm tausend Augen andächtig zu, und ringum besprach man sich, warum der Joggeli heute dies und morgen das täte.

So war sein Leben vom Morgen bis zum Abend eine stille Freude. Er wandelte in der köstlichen Abenddämmerung des Lebens, die das Nahe in die Ferne rückt und das Ferne in einem warmen Schimmer wieder nahe bringt.

Sein Reiseplan konnte dabei freilich nicht weiterkommen, doch wechselte er viele Briefe und besprach sich

auch eine Zeitlang mit dem Notar, der die Sache aber nicht zu fördern schien; denn er war schnell mit ihm fertig. Als ihn das Venchen einmal unmittelbar daraufhin ansprach und ihn fragte, wann sie nun endlich ausbrächen, antwortet er: Kind, du fragst mich zu viel. Siehe, ich habe jetzt zwei Heimaten, zwischen denen ich wählen soll, eine so schön wie die andere, diese hier, woran meine Jugend hängt, mein ganzes Erinnern und alles, was mir einmal teuer gewesen ist, und dazu jene jenseits des Meeres mit meinen Kindern und Enkeln. Und dann, während ich mich bestimme, bin ich gewahr geworden, daß ich noch eine dritte Heimat habe. Die leuchtet mir mit jedem Tage goldner in die Gedanken, und ich sehe sie immer deutlicher vor Augen. Nun weiß ich nicht, wofür ich mich entscheiden soll.

Er entschied sich aber für die dritte Heimat und wanderte mitten in der Nacht und ohne, daß es jemand merkte, dahin aus.

* * *

Nun kam es heraus, was er mit dem Notar verhandelt hatte. Das Venchen erbt alles, seine Kinder in Amerika hatten verzichtet und waren mit ihres Vaters Wunsch einverstanden gewesen, das Häuschen so zu hinterlassen, wie er es einstmals übernommen hatte. Damals hatte eine Witve mit ihrer Tochter darin gewohnt, so sollte es auch jetzt wieder geschehen, und der Joggeli mahnte nur, sie möchten, so viel als an ihnen läge, das Glück nicht daraus entweichen lassen; denn das Häuschen sei daran gewöhnt.

Außerdem hatte er ein Legat ausgesetzt, wofür am Pfingsttag ums Morgenrot, da er vor Zeiten von Vandalen aufgebracht war, die Glocken geläutet werden sollten; denn das wäre eine gute Stunde gewesen, die man nicht vergessen dürfe.

Jetzt kam der Joggeli wieder zu Ehren. Die Amerikaner mußten doch wohl gestellte Leute sein, sonst hätten sie solche Geschenke nicht machen können, und großherzige Menschen dazu, sonst hätten sie es trotzdem nicht getan. Dann hatte der Joggeli aber die Wahrheit gesagt und war unverdienterweise verkannt worden. Ein besonderer Mensch war er aber dennoch gewesen, hatte immer mehr gehört als andere Leute und der liebe Gott mußte ihm die Augen und Ohren auf eine andere als die gewöhnliche Art eingerichtet haben. Zum Beispiel, das mit den Glocken. Man hatte es nicht nötig, nach Amerika zu reisen, um ein schöneres Geläute zu hören als daheim. Da er es aber einmal so sehr geliebt hatte und es auch in der Ewigkeit nicht entbehren wollte, so konnte man ihm ja seinen Willen tun.

* * *

Wer den Joggeli nunmehr besuchen will, der muß genau Zeit und Stunde abpassen. Er muß in der Nacht, bevor es Pfingsten wird, zur Stelle sein. Dann läuten die Glocken in der halben Nacht und um die Zeit der Morgenröte in die Blüten und den Frühling hinein. Wer im Dorfe davon aufwacht, sagt: Es ist dem Joggeli seine Stunde. Jetzt ist er von seinem himmlischen Häuschen herabgekommen und sitzt irgendwo in der Nähe, dem Läuten zu lauschen.

Und ist es vorüber, so daß man die Schwalben wieder zwitschern und die Lerchen wieder singen hört, dann legt man sich, weil es Feiertag ist, noch einmal aufs andere Ohr und denkt: Jetzt steigt er wieder nach seiner dritten Heimat hinaus.

Gute Nacht, Joggeli, komm gut nach Haus.

Vom Staunen und Schweigen.

Von meinem Schulfenster aus sehe ich täglich an einem alten Klosterbau eine schräge Stützmauer, die vor etwa dreißig Jahren zu zerfallen drohte und wieder ausgebeßert wurde. Herausgefallene Quadern wurden wieder eingesetzt und die Fugen mit wetterhartem Zement ausgefüllt. Jedermann meinte damals: „Die hält nun ewig!“ Diese Ewigkeit hat ungefähr 3 Jahrzehnte gedauert. Heute fängt die Mauer schon wieder zu bröckeln an. Sie wird allmählich gesprengt. Nicht durch Dynamit, sondern durch ganz ungefährliche, schwache Gräser und Kräuter, die auf der ehemals so kahlen, glatten und toten Fläche lebendig

geworden sind. Die grünen nun zwischen den Steinen auch in diesem Lenz wieder auf, daß es eine Lust ist. Da gibt's nicht nur Flechten und Moose und viele Arten genügsamer Gräser, sondern auch Löwenzahn, Habichtskraut, Mauerpfeffer und viele andere aus dem Heere des lebendigen Grünen, nein, sogar ein Haselbusch und ein Horntrieb haben mitten zwischen den Steinen fest Wurzel gefaßt.

Staunend steht man vor der Menge blühenden, fruchttragenden Lebens, das auf und zwischen hartem Fels Platz genommen hat und Jahre hindurch trotz Winternacht und Frosttod, Sommenglut und Dürre sich behauptet. Ein wenig Staub und ein winziges, beflügeltes Körnlein, das einen Keim barg, haben einst den Anfang gemacht. Vom Winde oder einem Wassertropfen getragen, kam es irgendwoher, haftete, keimte, wuchs. Mag auch Unzählbares, das auch in all den Jahren dort siedeln wollte, verdorben und gestorben sein, das Leben setzte sich durch — sogar auf dem Steinwall.

Nun bringt dieser Blüten und Früchte, doch nur sich selbst oder der Vogelwelt; denn der Mensch hat ihn als minderwertig nicht eingeordnet in die große Kette seiner Nuhungen. Als Unkraut hat er dies grünende, blühende Leben abgestempelt, und so entgeht es der sich alles untertänig machenden Wirtschaft. Es ist nutzlos und doch eine wunderbare Offenbarung des Lebens für den, der's sehen kann. Ungehört kann es da sein, und das Auge des sinnenden Beschauers darf ruhen, im Stillen vergnügt ob der Fülle der Gedanken, die es weckt. Ob wir dem nachspüren, wie wunderbar solch ein Samenkörnlein ausgerüstet ist, das jetzt im Frühling dort lebendig wird, wo ein verborgener, übermächtiger, planender Wille Leben sehen will, oder ob wir die größte Kraft auf Erden, die Keimkraft, in dem winzigen Ding bewundern oder die unbeschreibliche Fähigkeit anstaunen, mit der das Leben sich auf den Steinen behauptet, oder ob wir der Möglichkeit dieser Selbstbehauptung nachspüren, immer ist es, als hätten wir Wunder gesehen, wenn wir uns in diese kleine, nichtige Welt versenken.

So froh macht dies Beschauen! Wir gewahren überall die siegende Kraft des Lebens, der nichts unmöglich zu sein scheint. Wenn ihre Zeit gekommen ist, so hält sie unwiderstehlich ihren Triumphzug, schmückt Jaunstecken mit Rosen, Basaltblöcke mit grünem und braunem Samt, wandelt Erde in Brot, Wasser in Wein, Vermesung in Blüte, Moder in Duft, Starre in Bewegung, Dede in Farbenpracht! So unerschöpflich und vielgestaltig ist das Leben draußen im großen Gottesgarten, daß keines Einzelmenschen Wissen es überschauen kann. Der Gesamterfahrung aller Menschen, die je gelebt, hat es bedurft, um von dieser Welt schier grenzenlosen Lebens soviel zu erkennen bis heute, daß die, welche in 100 Jahren von unserem Erkennen der Natur lesen, lächeln werden, um — einst auch belächelt zu werden. Welche unsagbare Größe, Kraft und Weisheit muß in, hinter und über dem allen walten! Acht Quadratmeter grünendes Mauerwerk offenbaren dem Kenner unsagbar Großes. Alle Erfindungen der Menschen verschwinden dem gegenüber in Nichts. Willst du den Schöpfer wirklich ahnen, so lasse dein Auge nicht an der Maschine haften! Welch eine Gewalt, die das All bewegt und — auch den geringsten Grassalm bewegt, seine Bestimmung zu erfüllen, sein Leben zu leben. Wer kann das fassen?! Wenn eins erkannt wird aus dieser Kraft, die den Frühling, das Leben, schafft, so ist es das, daß der Mensch im Grunde ein ganz klein Geschöpflein ist, daß sich ferner in der großen Schöpfungswelt nicht alles um den Menschen dreht, wie wir so gern meinen und doch in dem allen, obschon es nicht um uns geht, ein tiefer Sinn und ein unbeschreiblich gewaltiger Wille walten.

So, und nun die Rehrseite! Wer kann dabei ruhig bleiben, wenn dieser Sinn sich scheinbar in Sinnlosigkeit verkehrt und sich jener lebensschaffende gewaltige Wille anscheinend gegen dies von ihm ins Dasein gerufene Leben wendet? Nicht weit von jener Mauer entfernt finden wir einen großen Roggenacker. Auf dem hat sich vor vier Jahren etwas zugetragen, das seinem Besitzer Trauer,ummer und Sorgen in Mengen brachte. Auf dem Acker hatten ungezählte Roggenkörnlein ihren Lebenswunderweg gemacht, vom Keimen über Wachsen und Blühen durch Eis,

Nässe, Dürre hindurch, bis sie wieder mehliges Körnlein in vervielfachter Zahl waren. 600 Garben standen schließlich, der Einfahrt harrend, auf der Breite. Als sie unter der Hand der Schnitter fielen, meinte der Bauer: „Ein gutes Jahr!“ Dann aber wusch endlos rinnender Regen dem Bauern die Freude aus den Augen und brachte die Körnerschweren Aehren in allen Garben zum Keimen. Nach vier Regenwochen hatten die Getreidehaufen fingerlange, grasgrüne Hüte auf. Hoch oben saßen sogar dicke Schnecken an dem gekieften Gut. Fäulnis und Verderben sah, wer die Haufen auseinanderriß. Es war ein Jammer! Die ganze Roggenernte auf dem Felde versauert! Die Reimkraft war irregeleitet. Der Ertrag von unzählbaren Pflanzenlebensläufen vernichtet, und die Bitte ums tägliche Brot blieb einem schier auf den Lippen hängen.

Wenn man das so aus der Nähe sieht, macht's einem innerlich zu schaffen, auch wenn man weder Ar noch Halm sein eigen nennt. Gar, wenn man vorher jene blühende Steinmauer gesehen hat. Dort ein Aufgebot von Lebensbewahrung für Unkraut, hier ein Versinken von Lebens- und Arbeitsfrucht in Vernichtung. Wie reimt sich das? Es „reimt“ sich ganz und gar nicht. Es „reimt“ sich noch mehr nicht: blühende Baumpracht im Mai und ihre Vernichtung in einer Nacht wie gestern, Kindersterben und lebensmüde Greise, die der Tod scheinbar vergessen, das Wohlleben der Wucherer und Schieber und das Verhungern redlicher Schaffser, das Gefressenwerden des Singvogels aus schönster Sommerfestigkeit heraus und das Verhageln der Weizenfelder, das Gedeihen der Schädlinge und Verfolgwerden der im Hessewille Brennenden und vieles andere, dessen „Sinn“ der Mensch nicht ergründen kann. Und doch lebt, webt und wirkt Gott über und in allem. Wenn aber in solchen Fällen der Mensch den ewigen, allweisen Willen verneint, merkt man, was die Menschen von heute aus Gott gemacht haben. Nämlich ein Wesen, dessen Wirken sie begreifen wollen. Auch Getaufte sind in solchen Wahn hineingerutscht. In vieler Gedanken lebt Gott als der, der dazu ist, der Menschheit Glück zu schaffen, als einer, der sozusagen ihretwegen da ist. Wer diesen Irrweg auch frommer und gläubiger Gemüter in dieser Richtung nachgeht, erschrickt, wenn ihm selbst der Abstand zwischen Gott und Mensch bewußt ist. Wer steht Gott in seinem unbeschränkten Herrschertum, ihn vor dem wir Staub sind? Zum großen Diener, wenn nicht gar Bedienten des hochmögenden Menschengeschlechts hat man ihn gemacht! Einer Menschheit, die es aus sich selbst so herrlich weit gebracht! Wer möchte da noch Gott sein?! Warum klingen unsere Lieder zum Preise des Ewigen so matt? Weil wir ihn so klein sehen! Warum ist die Erkenntnis unserer Schuld und demütige Buße so selten und gering? Weil wir Gott weniger ernst nehmen als zum Beispiel den Tod. Und dabei ist Gott alles, restlos alles, Herr — oder nichts. Doch was höre ich da sagen: „Was habe ich von einem Gott der...?“ Halt! Sieh, da hast du's ja! Du meinst, Gott sei dazu da, daß du etwas von ihm habest. Da steckst ja gerade der Riesenirrtum! Du brauchst ihn, er dich nicht, ob du wohl verstehst, was ich meine? — Das erste, was wir wieder lernen müssen, ist das „vor Gott schweigen!“ Georg Flemmig.

Eltern und Kinder.

Von Anna Katterfeld. (Nachdruck verboten.)

5. Tote Elternliebe.

Eine kranke Liebe, die im Grunde doch nichts anderes als versteckte Selbstsucht ist, ist, wie wir an einem Beispiel sahen, schon so manchem der Kranken zum Verhängnis geworden. Noch schlimmer aber ist es doch, wenn die Liebe tot ist und das arme Herz, das im kranken Menschenkinde ebenso hungrig nach Liebe klopft, wie im gesunden, und ebenso verlangend nach ihr aussehend, Steine statt Brot erhält, Härte und Kälte statt Wärme und Verstehen. Da verknöchert es denn und verbittert, und das Leben, das doch auch für ein krankes epileptisches Kind noch manche helle Freude bergen kann, wird trostlos arm und leer, wie von einer grauen, steinharten Lavaschicht überkleidet, daß kein Freudenstrahl mehr hindurchdringen kann.

So war es mit dem armen Vottchen.

Sie war ein fröhliches, weichveranlagtes Kind gewesen, bis auch bei ihr nach einer schweren Krankheit epileptische Krämpfe in sehr schlimmer Form austraten. Erst hofften die Eltern, daß es vorübergehende Zufälle seien, aber dann zeigte es sich, daß das Leiden hoffnungslos sei und noch manche andern bösen Störungen im Nervensystem, die sich im Zusammenleben unangenehm bemerkbar machten, im Gefolge hatte.

Da begann das Herz des Vaters sich vor seinem armen kranken Kinde zu verschließen. Er war ein eckler Mann und stolz auf die reiche Begabung seiner Kinder, die in der Schule ausgezeichnet vorwärts kamen und allgemeine Bewunderung erregten. Das arme kranke Vottchen fiel nun so ganz aus dem Rahmen der übrigen Kinder heraus, und lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit durch ihre Krankheit auf sich. Das verletzte die Eitelkeit des Vaters tief. Immer mehr setzte sich eine Abneigung gegen sein krankes Kind in ihm fest, die zu verbergen er sich gar nicht bemühte. Und sie übertrug sich auch auf die übrigen Familienglieder. Die Mutter war eine schwache Frau, die sich in allem und jedem ihrem Manne fügte und keinen eigenen Willen neben dem seinen hatte. So wurde denn auch ihr Verhältnis zur kranken Tochter durch die Art ihres Mannes beeinflusst. Und wie's die Eltern machten, so machten es auch die Geschwister. Vottchen war wie ausgestoßen aus ihrem Kreise, das Afschenbrödel, für das kaum eines unter ihnen ein freundliches Wort hatte.

Aber das arme Kind, mit einem von Natur weichen Herzen, hungerte und dürstete nach Liebe. Da sie sie daheim bei Eltern und Geschwistern nicht fand, fing sie an, sie wo anders zu suchen. Bei jeder kleinsten Freundlichkeit Fremder war sie gleich Feuer und Flamme. Bei der Urteilslosigkeit, die mit ihrer Krankheit zusammenhang, verstand sie nicht zu unterscheiden, wie weit die Freundlichkeit echt war. Und so geschah es einmal, daß sie einem Bösewicht in die Hände fiel, der sich an ihrem jungen Körper vergriff.

Seit diesem furchtbaren Ereignis wurde Vottchens Leben daheim geradezu zu einer Hölle. Die Sache war zum Gerede der Leute geworden. Das konnte des Vaters Stolz nicht ertragen. Das arme Mädchen mit seiner zerrissenen Seele, das so sehr eine Hilfe gebraucht hätte, erfuhr in ihrem Elternhause, wo man nichts vom großen Freunde der Armen und Müsseligen, der Kranken und Gefallenen wußte, nur Hohn und Verachtung. Selbst die Mutter, die alles mit ihres Mannes Augen sah, hatte kein Erbarmen für ihr Kind...

Schließlich meinte der Vater sie nicht mehr in seiner Umgebung ertragen zu können und gab sie, da er nichts von christlichen Anstalten hielt, in Pension zu einer Freundin seiner Frau.

Diese Freundin war ein stiller freundlicher Mensch. Vottchen fühlte sich anfangs sehr wohl bei ihr. Und doch war es auch da nicht der rechte Ort für das kranke Mädchen. Ihre Pflegemutter ließ ihr in allem den Willen. Sie durfte ausgehen, wann sie wollte und heimkehren, wann sie wollte. Dies kranke Menschenkind, das so sehr der inneren Führung und Leitung bedurft hatte, war sich ganz selbst überlassen. Auch davon wußte die Pflegemutter nichts, daß die Arbeit die nächste Freundin und Helferin der seelisch-kranken und Epileptischen ist und man ihnen keine größere Barmherzigkeit erweisen kann, als ihnen Arbeit zu geben, die die Gedanken sammelt und sie von der Beschäftigung mit sich selbst ablenkt.

Ohne jede feste Bindung an eine Pflicht ging Vottchens Tag dahin. Ein grauer Schleier des öden inhaltsleeren Einerlei war darüber gebreitet. Stundenlang konnte sie über ihr schweres Schicksal nachgrübeln, immer mehr sich in Traurigkeit und Verbitterung hineinpiepen. Auch ihre hysterische Anlage nahm bei der unausgezeigten Beschäftigung mit sich selbst zu. Auf jede kleinste körperliche und seelische Erscheinung achtete sie. So wurde sie immer mehr eine Beute der Krankheit, die bei richtiger Führung und entschlossenem Widerstande nicht solch eine Gewalt über sie hätte zu gewinnen brauchen.

Einnmal war Vottchen eine Schrift über Bethel in die Hände gefallen. Sie hatte sie geradezu verschlungen. „Nein, kann's denn so etwas wirklich geben,“ sagte sie

immer wieder, „daß die Leute dort so fröhlich sind und Loblieder singen trotz ihrer Krankheit?“ Und daß sie dort alle Arbeit haben! Im Garten und auf dem Felde, in der Nähstube und am Webstuhl, in der Küche und im Waschhause die Hände regen und frisch und fröhlich dabei sind, das wollte ihr ganz unglaublich erscheinen. Aber am wunderbarsten war ihr doch eines: Daß die Kranken einander halfen und beistanden und Freundschaften schlossen; und daß es so manches Mal vorkam, und daß man über dem Mittragen des schweren Leids des andern, des eigenen Leides vergaß

Seit Lottchen von dem Leben der Kranken in Bethel gehört hatte, kannte sie nur die eine Sehnsucht: „Ach, wenn ich doch auch in ein solches Heim könnte!“

Wird dem armen Mädchen dieser Wunsch erfüllt werden? . . . Ich hoffe es von Herzen. Ich weiß keinen anderen Weg, auf dem ihrer armen verhungerten Seele geholfen werden könnte.

Noch mehr hoffe ich freilich, daß in den Herzen ihrer Eltern und noch so mancher Eltern, um die es ähnlich steht, die tote Liebe wieder zum Leben erwache, und sie es erkennen, daß auch ein krankes Kind ein ihnen von Gott anvertrautes Kleinod ist, das mindestens der gleichen Liebe und Sorgfalt bedarf, wie die gesunden.

Herzogswalder Pfarrhausgeschichten.

Pfarrer Poplawski, ein Daniel in der Löwengrube.

Der frühere Feldprediger der Kavallerie, Daniel Poplawski, wurde am 17. März 1737 als neuer Pfarrer hieselbst eingeführt.

Daniel war er nicht getauft. Eine Danielsnatur war er, Danielschicksale hatte er.

Fromm und voll Gottvertrauen trat er sein Amt an. Er hatte etwas von Prophetengeist an sich. Am Einführungstage schrieb er ins Kirchenbuch: „Herr Jesu, laß mich in diesem Weinberg mit aller Treue und vieler Sorge arbeiten, damit die Frucht meines Amtes in der seligen Ewigkeit gefunden werde, und du mich dereinst an jenem Tage, deinen frommen und getreuen Knecht öffentlich nennen und zu mir sagen könntest: Ei, du frommer und getreuer Knecht! Du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen. Gehe ein zu deines Herrn Freude! Ach, wie werde ich mich da so herzlich freuen, wenn ich diese Worte zu mir aus deinem Munde hören werde. Nun mein Jesu, stärke mich, denn ich traue allein auf dich! Amen!“

Dieses ernste, schöne Anfangsgebet beim Dienstantritt zeigt uns die Danielsfrömmigkeit Poplawskis.

Doch lauschen wir weiter seinen Danielschicksalen.

Es gab sogleich eine ganze Partei im Kirchspiel, die sich gegen den neuen Pfarrer stellte. Sie wollten ihn forthaben. Im Buche Daniel, im 6. Kapitel Vers 6 lesen wir: „Da sprachen die Männer: Wir werden keine Sache an Daniel finden, außer seinem Gottesdienste.“ Also taten es die Herzogswalder den Babylonier gleich. Im ersten Jahre der Amtstätigkeit geht eine Klageschrift an das Konsistorium, der neue Pfarrer halte die Gottesdienste anders wie sein Vorgänger, insonderheit lasse er das lange Schlußgebet am Ende fort und verlese es nie. Poplawski rechtfertigte sich und berichtete zurück, er lese es nicht aus, aber er verlese es nicht, sondern bete es frei. Das Konsistorium ermahnte ihn, es nach der Agende zu verlesen. Damit war die erste Beschwerde beendet.

1743 beginnen neue Schmähschriften gegen ihn. An der Spitze steht der Schulhalter Schirmmacher aus Herzogswalde. Die Gegenpartei hatte ihn auf ihre Seite gezogen, da er der Schrift am meisten kundig unter ihnen war. So mußte der Wirtshausklatich, welcher durch das Dorf ging, vom Schulhalter zu einer schweren Anklageschrift an die vorgesetzte Behörde aufgesetzt werden, und in gemeiner Weise wurde der Pfarrer als sittenloser Mensch dargestellt. Die Regierung läßt durch das Liebstädter Amt die Verdächtigungen prüfen. Das waren schwere Tage für Daniel Poplawski und seine Gemahlin Eleonore-Loisa. Die Kirche war leer, gehässige Blicke folgten ihm bei jedem Gang durchs Dorf. Wahrlich, Daniel in der Löwengrube! Aber nach kurzer Trübsal kam seine Befreiung. In der peinlichen Untersuchung wird festgestellt, daß „die wider den besagten

Pfarrer angezeigte verdächtige Umstände von der Erheblichkeit nicht sind, daß wider denselben eine Inquisition veranlaßt werden könnte.“ Es wird festgestellt, daß der Schulhalter Schirmmacher und Genossen sehr unverantwortlich mit ihrer Schmähschrift gehandelt und sich strafbar gemacht haben. Jeder wird mit 20 Taler bestraft, und ihren Pfarrer müssen sie „um christliche Verzeihung“ bitten. Außerdem wurde Schirmmacher strafversezt.

Sein Nachfolger im Herzogswalder Schulamt wurde Franz Heß. Er trat in die Fußstapfen Schirmmachers. Im Feuerofen der Trübsal war es für den Pfarrer eine zweite schwere Notzeit. Aber diesmal ergriff Daniel Poplawski die Sache richtig. Der Angriff ist die beste Verteidigung. Er verklagte Heß, daß der ihn an allen Orten „auf das gewissenloseste zu disfamieren suche und sich nicht entblöde, seine Lästerungen beim Konsistorium auszusäumen, auch suche er im Krug die Leute zu bereden, sie sollten sich des Pfarrers wegen aus dem Kirchspiel ausgemeinden lassen nach Liebstadt.“ — Ja, der Seelsorger ginge sehr selten mit den Leichen mit, er reise lieber zu Gaste rum, welches durch das Exempel des 23. Februar sich dartun, daß er lieber in der Nacht von einem Ort zum andern reiset, ehe er sein Amt abwartet, und da er endlich nach Hause komme, in der Nacht um 4 Uhr erst taufe. So und anders redete Heß in den Häusern herum. — Diese Trübsalszeit nahm ein rasches Ende. Heß bekam Strafe „bei Wasser und Brot“. — Nach seiner Rückkehr aus dem Gefängnis arbeitete er willig mit seinem Pfarrer zusammen.

Eine andere schwere Not bedrückte dann das Herz des treuen Mannes. Alle kirchlichen Gebäude waren stark baufällig.

Die Waltersdorfer Kirche hatte mehr unter dem zweimaligen Blitzeinschlag gelitten, als man anfänglich gedacht.

Die Baufälligkeit der kleinen Widdem zeigte sich besonders Weihnachten 1741. Es war bereits 3 Mal in der Kirche eingebrochen worden, und kleinere Beträge waren den Dieben in die Hände gefallen. Man hatte darauf zur besseren Sicherheit den Kirchenkasten mit dem Geld aus dem Gotteshaus in das Studierzimmer des Pfarrers gebracht. Am Weihnachtsabend hatte Poplawski noch bis spät in der Nacht über der Weihnachtsfestpredigt gesessen. Die Kerze war weit heruntergebrannt, als er endlich sein „Amen“ unter die Predigt setzte, die Fensterladen schloß und die Querriegel vorhängte, und dann in sein Schlafzimmer hinunterging. Früh stand er tags darauf auf, um in Ruhe die Predigt memorieren zu können. Da erfaßte ihn ein gewaltiger Schreck beim Eintritt ins Studierstübchen. Mit einem stumpfen Instrument waren bei den halbverfaulten Fensterrahmen die Ladenriegel gewaltsam geöffnet, erbrochen stand der Kirchenkasten neben dem Schreibtisch, das ganze Geld war gestohlen. Vom Dieb fand man keine Spur. Der Bericht des Einbruchs bei der Regierung half mit dazu beitragen, daß ein Neubau der Widdem erwogen wurde.

Der alten Herzogswalder Kirche hatte ein furchtbarer Orkan im Frühjahr 1748 den Rest gegeben, der hölzerne Kirchturm war ganz aus seinem Fundament gerückt, sodaß sein Einfall drohte.

Die erste Kirchschule war ebenso verfallen. Unterm 17. Juli 1764 muß der Schulhalter berichten, sie drohe einzustürzen, und die Eltern weigern sich die Kinder zum Unterricht zu senden, da man „sie nicht der Gefahr einer Zerquetschung“ aussetzen wollte.

Ein weites Arbeitsfeld bot sich dem Pfarrer durch die Neubauten. Und alles mußte geschafft werden in den bösen Zeiten, wo seine Haupt Sorge die Erhaltung seines guten Rufes war.

Anno 1739 erstand als erster Neubau die Waltersdorfer Kirche. König Friedrich Wilhelm I. hatte dazu 1352 Taler gegeben, außerdem freies Bauholz aus der königlichen Forst. Im Hochsommer desselben Jahres, am 10. Sonntag nach Trinitatis, hielt Poplawski im fertigen Rohbau den ersten Gottesdienst und betete beweglich: „Der Herr bereite sich auch in diesem Hause viele Seelen, die da würdig werden, in die triumphierende Kirche versetzt zu werden.“

Anno 1740 erbaute er die Schule in Trukeinen, und der strafversezte Schulhalter Schirmmacher, seines Zeichens ein Schuhmacher, zog von Herzogswalde dort ein.

Anno 1756 wurden von Gorling die Zeichnungen für die neue Herzogswalder Kirche angefertigt. Zum Neubau kam es nicht gleich. Der siebenjährige Krieg war ausgebrochen, und Ostpreußen kam 1758 unter russische Herrschaft. Im Gottesdienst mußte für „Ihro Majestät, Elisabeth Petrowna, Kaiserin und Selbsthalterin von allen Rußen“ gebetet werden, ja, in den evangelischen Kirchen mußten alle griechisch-katholischen Feiertage festlich begangen werden. Die Baufähigkeit der alten Kirche geht aus einer Notiz vom Jahre 1760 hervor: „Daß Gottesdienste bei stürmischen Wetter ohne Lebensgefahr nicht mehr gehalten werden könnten.“

Der russische Gouverneur Graf Nikolaus Korff wollte nicht mit dem Neubaugeld herausrücken. Er ordnete am 25. Dezember desselben Jahres an, „die alte Kirche sollte nebst dem Turm durch Stützen und andere dienlichen Mittel wider den besagten Einfall in Sicherheit gesetzt werden“. — Genau 2 Jahre darauf nahm dann die Preussische Regierung nach Fortzug der Russen die Angelegenheit auf. Durch den König wurden 1829 Taler der Kirchenkasse überwiesen. 65 000 Ziegel, 5000 Pfannen, 120 Zirkelsteine mußten nebst dem freien Bauholz angefahren werden. Dazu mußten von Gemeindewegen 1818 Fuhrten geleistet werden. Durch Kollekten im Oberland kamen 134 Taler ein, wofür Lohnfuhrten vergeben wurden. Winter 1764/65 waren die Materialien beschafft. Mitte März brach man die alte Kirche aus Ritterordenszeit ab. Auf derselben Stelle wurden die Fundamente der neuen gelegt. Die in der Kirche befindlichen Gräber wurden geschont. Am 20. September 1765 war der Rohbau fertig. Bis zur Heuernte kommenden Jahres war auch die Inneneinrichtung besorgt. Der erste feierliche Gottesdienst fand aus Anlaß der Kirchenvision am 27. Juni 1766 statt. Erzpriester Pifanski „ermahnte die Gemeinde beweglich, in der neu erbauten Kirche das Wort Gottes in der Weise anzuhören, daß selbige ihr Leben und Wandel bessere und die Kinder fernerhin fleißiger zur Schule schicken möchte!“

44 Jahre hat Daniel Poplawski im Segen gewirkt, trotzdem er den Feuerofen der Trübsal zur Genüge hat kennen lernen. Durch seine Bauten hat er für Jahrhunderte geschafft. Pfarrhaus und Kirchen stehen heute noch und können noch hundert Jahre stehen. Er ruht seit dem 24. Januar 1781 in seinem Grabkammerlein inmitten seiner Gemeinde auf dem Kirchhof.

Nachrichten aus unserm Elbinger Kirchenkreis.

Gemeinde vom Hlg. Leichnam.

Elbing, 12. August 1928.

Der heutige Sonntag war wieder ein Festtag für unsere Gemeinde. Die feierliche Einführung unseres Herrn Pfarrer v. Kuhlberg als Seelsorger und Hirte unserer Gemeinde. Besonders schönes Wetter hatte Gott der Herr beschieden, welches der ganzen Feier einen himmlischen Glanz von außen verlieh. Es war 8 Uhr morgens, als man die Christen unserer Gemeinde in Scharen zum Gotteshaus wandern sah. Jeder wollte sich ein Plätzchen sichern. Auf einmal ertönte durch die feierliche Sonntagsstille der uns wohlbekannte Ton unserer Posaunenbläser des ev. Männer- und Jünglingsvereins unter Leitung des Stadtmissionars Herrn Schimkus. Als bald darauf die Glocken ihr „Kommt, o kommt, es ist alles bereit“ ertönen ließen, betrat auch bald der Festzug das Gotteshaus. Herr Supdt. Dr. Schack und zu seiner Rechten Herr Pfarrer v. Kuhlberg schritten dem Zuge voran. Herr Pfarrer Schiefferdecker, Herr Pfarrer Bierzig, sowie die Kirchenältesten von Hlg. Leichnam folgten. Orgelklang und Posaunenblasen begrüßte die Eintretenden. Die Gemeindevertretung erwartete den Festzug auf den für sie bestimmten Plätzen. Die übliche Anfangsliturgie hielt Herr Pfarrer Schiefferdecker. Das gemeinsam gesungene Lied „Wach auf, du Geist der ersten Zeugen“ bereitete uns auf die feierliche Einführung vor. Als erste Worte rief Herr Supdt. Dr. Schack unserm Herrn Pfarrer zu: „Alles was dein Tun und Anfang ist, das gescheh im Namen Jesu Christ usw.“ Alsdann sprach Herr Spdt. von den treuen Wächtern, die der Herr auf die Mauern Zions gesetzt, die getreulich wachen und Tag und Nacht nicht schweigen. Als

treuen Wächter stellte Herr Spdt. der Gemeinde den neuen Pfarrer vor. Der zehn Jahre in einem Lande, wo man Gott und Religion aus der Weltgeschichte austreichen will, ja wo man den heiligen Gott verflucht und verspottet, in Treue und Liebe für den Heiland gewirkt hat und den Erlöser und Seligmacher frei und offen vor aller Welt bezeugt. Er hat viel gelitten, aber er blieb treu. Diesen treuen Wächter und Hirten hat Gott der Herr für die hlg. Leichnamsgemeinde bestimmt. Herzliche Worte an Pfarrer und Gemeinde hatte uns Herr Supdt. hier zu sagen, so daß wohl statt des kalten Wortes Achtung das heiße Wort Liebe in unsern Herzen Platz gewann. Die übliche Frage beantwortete Herr Pfarrer v. Kuhlberg mit einem lauten „Ja, ich will es mit Gottes Hilfe“. Die Urkunde wurde von Pfarrer Bierzig verlesen. Unser jetzt uns vertraute Geistliche beugte sich in Demut vor Gottes Angesicht. In heißem Gebete ersuchte Herr Supdt. des Herrn Gnade und zum Schluß, segnend die Hände über ihn breitend, des Herrn Segen für ihn. Nachdem auch die Geistlichen ihre Segenswünsche vor Gottes Thron gebracht hatten, sang der Kirchenchor „Der Herr ist mein Hirte“. Wohl alle fühlten es: Gott ist gegenwärtig. Nach dem gemeinsam gesungenen Liede: „Rüftet Euch, ihr Christenleute“ bestieg Herr Pfarrer v. Kuhlberg die Kanzel. Betend, bittend, lobend und dankend stand unser Geistliche vor uns. Auf Grund des gewählten Textwortes Ev. Johannes 12, 35 rief er uns immer wieder zu: Kommet, ich will euch den Weg zum Lichte zeigen! Wir Geistliche wollen uns in Liebe die Hände reichen, reich auch du sie uns, liebe Gemeinde, Sollte es uns schwer werden, so wollen wir gemeinschaftlich wandern. Es waren unvergeßliche Worte, eine unvergeßliche Predigt. Wie von einem unsichtbaren Banne gepackt, erhob sich die Gemeinde, als Herr Pfarrer v. Kuhlberg zum Schluß betete: Stärk, o Vater, deine Kinder. Nach Schlußliturgie und Segen nahm die Gemeinde Aufstellung vor der Kirche. Jeder wollte dem Pfarrer die Hand reichen. Herr Pfarrer v. Kuhlberg reichte freundlich mit Dank die Hände nach rechts und links. Mit Mühe gelang der Festzug endlich im Pfarrhause an. Unsere tapferen Bläser wurden nicht müde und ließen unaufhörlich frische Weisen erschallen, die schließlich mit dem Liede schlossen: So nimm denn meine Hände.

Ein Mitglied der Gemeindevertretung
von Hl. Leichnam.

Reuheide.

26. August 1928 (12. Sonn. n. Trin.): 9,30 Uhr Gottesdienst, 11,30 Uhr Kindergottesdienst, 2 Uhr nachm. Gottesdienst in Hakendorf; darauf Anmeldung zur Wählerliste. Getauft: 1 Knabe, 1 Mädchen.

Gestorben: 15. 8. Grete, Töchterchen des Kernmachers Rudolf Schäfer in Fichtthorst, 9 Tage alt, beerdigt 16. 8. — Marc. 10, 14. —

Am nächsten Sonntag wird nach dem Gottesdienst Beichte und heiliges Abendmahl gefeiert. — Am Montag, den 3. September nachm. 3,30 Uhr versammelt die gesamte kirchliche Gemeindevertretung im Gemeindehause. Die Versammlung der Frauenhilfe findet um 6 Uhr im Vereinslokal statt.

Pomehrendorf.

Herr Regierungsrat Märker aus Marienwerder wollte vor kurzem mit einigen Herren aus Elbing hier, um die Pomehrendorfer Spinnstube und die alten Pomehrendorfer Bauerntänze kennen zu lernen. Etwa 10 Paare waren in der alten Pomehrendorfer Tracht erschienen. Nachdem von vier jungen Mädchen die Spinnstube gezeigt worden war, wurden unter Leitung des Herrn Kantors Bronau die Bauerntänze aufgeführt. Der „Gemischte Chor“ trug dann noch vier Lieder vor. Der Herr Regierungsrat dankte dem Herrn Kantor mit warmen Worten der Anerkennung und versprach, alle derartigen Bestrebungen, welche die Förderung der Jugendpflege bezwecken, nach Kräften zu unterstützen. Der Veranstaltung wohnten auch eine Anzahl Personen aus Pomehrendorf bei. Getauft: Anna Dorothea Kolmsee aus Groß-Stoboy (Nottause), Gerhard Emil Hube aus Wolfsdorf.

Gestorben: Frau Friederike Berg geb. Liedtke aus Pomehrendorf am 6. August, 61 Jahre alt (starb ganz

plötzlich an Herzlähmung 4 Wochen nach dem Tode ihres beim Bader ums Leben gekommenen Sohnes (Erich), der Rätner Heinrich Müller aus Groß-Stoboy am 13. August, 66 Jahre alt, nach längerem Leiden.

Pr. Marl.

Am Sonntag, den 26. August 2 Uhr nachmittags Versammlung des Ev. Jungmädchenvereins. —

Am 14. August ist der Arbeiter August Doering aus Neuendorf-Höhe im gesegneten Alter von fast 88 Jahren aus diesem Erdenleben abgerufen worden. Lange Jahrzehnte hat er in Neuendorf-Höhe gewohnt und, solange es seine Kräfte und das zunehmende Alter erlaubten, in Treue seine Pflicht getan und seine Arbeit verrichtet. Mit ihm ist wieder ein alter Kriegsveteran von uns gegangen; hat er doch den Krieg 1870/71 im Dienste für das Vaterland mitgemacht. Mancherlei Leid und mancherlei Freude hat der Entschlafene erfahren. Er durfte es erleben, daß seine Kinder vorwärtskamen und es alle zu etwas Tüchtigem gebracht haben. Die Liebe seiner Kinder und Großkinder, die ihn in seinem Alter, so oft es ging, besuchen kamen, hat ihm manche Stunde seines Lebens abends verschönt. Vor 4 Jahren ging die Ehefrau ihm voran in die Ewigkeit. Einen Sohn, der 1914 ins Feld zog, hat er nicht mehr zurückkehren sehen, bei den Kämpfen um Warschau ist er verschollen und wahrscheinlich schwer verwundet in russischer Gefangenschaft gestorben.

Acht Mal hat der Entschlafene an Lungenentzündung zu Bett liegen müssen, aber bis auf das letzte Mal ist er immer wieder glücklich gesund geworden. Am Sonntag, den 12. August hat er auf seinem Krankenlager mit Kindern und Enkelkindern zusammen als treuer evangelischer Christ, der er zeitlebens gewesen ist, noch einmal das heilige Abendmahl gefeiert und ist dann am 14. August 2 Uhr morgens in Frieden eingeschlafen. Eine zahlreiche Familie gedenkt seiner: 8 Kinder, 44 Großkinder und 14 Urgroßkinder. An seinem 88. Geburtstag, dem 17. August, wurde er auf unserm Friedhof zur letzten Erdenruhe gebettet. Es war das Gottes Geburts Geschenk an den Entschlafenen; denn in seinem hohen Alter war es schon lange sein Wunsch, von Gott heimgerufen zu werden. So ruhe er denn in Frieden und das ewige Licht leuchte ihm! —

Kale derbrief.

- 27. August: Hamann 1730.
- 28. August: Augustin † 430.
- 29. August: Hutten † 1523.
- 30. August: Tannenbergs 1914.
- 31. August: Helmholtz 1821.

Mein lieber Willfried,

wenn der Ostpreuße Herder, von dem wir das letztmal geschrieben, äußerlich zu großen Ehren gekommen ist, so kann man das von dem Ostpreußen, mit dem heute unser Brief beginnt, wahrlich nicht sagen. Sein Leben lang hat Johann Georg Hamann sehr kümmerlich und bescheiden leben müssen. Er war beim Zoll als französischer Uebersetzer mit dem recht bescheidenen Monatsgehalt von 15, dann 30, dann wieder 25 Talern angestellt. Aber dem anspruchslosen Mann reichte das nicht nur zu seinem Unterhalt, sondern er wagte darauf auch sein Hauswesen zu gründen. Aber das wenige Geld hat ihn nicht gehindert, in Frieden und ohne Sorgen zu leben. Er war zeitlebens ein Mensch, der den erstaunlichen Reichtum Gottes nicht auszuschöpfen vermochte. Ihm war Gott wahrlich alles in allem. Einmal sprach er es so aus: „Jedes Wort, das aus dem Munde Gottes geht, ist eine ganze Schöpfung von Gedanken und Bewegungen in unserer Seele. — Gott will uns selbst nahe sein und kommt in unsere Herzen, nicht nur, um aus der wüsten und leeren Erde ein Paradies aus denselben zu machen, sondern das Gezelt des Himmels selbst hier aufzuschlagen. Gott, wie bin ich wohl imstande, das alles aufzuschreiben, was mein Herz fühlt, was mein Herz angibt!“ Sein Leben war ein unablässiges Fragen nach Gott und ein Nachdenken über ihn. Darum ist er vorgebrungen bis zu den letzten Tiefen der Erkenntnis und der Anbetung. Er ist sicher einer der größten Menschen, die Ostpreußen der Welt geschenkt hat.

Daß vieles in seinem Leben voller Widersprüche und voller Ungereimtheiten war, zeigt nur, wie sehr er ein Mensch war mit seinem Widerspruch und sein ausgeklügeltes Buch. Dasselbe kann man auch von Augustin sagen, dem großen Kirchenlehrer, der den mittelalterlichen Katholizismus begründete und doch zugleich die Reformation vorbereitete. Er ist uns menschlich näher getroffen als sonst einer der alten Kirchenführer, weil er sich in seinen „Bekanntnissen“ selber deutlich offenbarte. Ich schreibe Dir nur zwei Worte von ihm auf; das erste stammt aus einer Predigt, das zweite aus einem Brief: „Sieh, o Mensch, was Gott für dich geworden ist; während du Mensch warst, wolltest du Gott sein, darum gingest du verloren; jener wollte, während er Gott war, Mensch sein, damit er fände, was verloren gegangen war. So sehr drückte dich die menschliche Hochmut nieder, daß dich nur die göttliche Demut aufrichten konnte.“ — „Es steht um so besser mit uns, je mehr wir in ihn eingehen, in dem das Beste beschlossen ist; wie gehen wir aber in ihn ein, nicht dadurch, daß wir unsere Füße in Bewegung setzen, sondern durch die Liebe.“

Erst recht gilt dieses Wort vom Widerspruch im Leben der Menschen dem Menschen, von dem der Dichter dieses Wort selbst gesagt hat, Ulrich von Hutten, den „Held mit Schwert und Feder“. Seinen Wahlspruch „ich hab's gewagt“ bewahrheitete er in scharfen Angriffen auf den Papst und seine Anhänger. Aber Luther wußte wohl, was er tat, als er sich nicht allzu nahe an Hutten und dessen Freund Sickingen anschloß. Zu leicht war die Gefahr vorhanden, daß die vaterländischen Bestrebungen, die von Hutten stark vertreten wurden, an Stelle des Evangeliums im Kampf mit Rom traten. Hutten war ein unstillbarer und wirrer Mensch, sein Leben lang gekehrt und unruhig, immer unterwegs, nirgends daheim, bis er 1523 auf einer Insel des Züricher Sees sein Leben nach einer schweren Krankheit beschloß.

Man kann ihn nicht verurteilen, wozu wir ja ohnehin kein Recht haben, denn er war doch einer, der in die Reihe derer gehört, die in ihrem Leben erfahren haben, daß das Eine not ist. Maria und Martha, die beiden Frauen, denen dieses Wort zuerst gesagt wurde, sind ja nicht die letzten geblieben, denen es gesagt werden mußte. In allem Unsteten und in aller Unruhe, in allem Durcheinander unseres menschlichen Herzens galt es bei Hamann, bei Augustin und bei Hutten „Eins ist not“.

Die beiden übrigen Namen hängen auch, wie du selber ja schon bei dem einen sehen kannst, sehr mit Ostpreußen zusammen. Die Schlacht bei Tannenbergs 1914 ist ja für Ostpreußen das entscheidende Ereignis des Weltkrieges geworden, und wir danken es unserem jetzigen Reichspräsidenten, der damals die Schlacht lenkte, für alle Zeit, daß er mit unseren tapferen Truppen die Heimat rettete und befreite. — Der Zusammenhang des letzten Namens Helmholtz mit Ostpreußen, vor allem mit Königsberg, wird dadurch deutlich, daß dieser Mann, mit dessen Namen sich sehr viele Entdeckungen verbinden, hier in Königsberg eine der bedeutendsten Entdeckungen des vergangenen Jahrhunderts gemacht hat. Er erfand den Augenspiegel, ein für die ärztliche Kunst heute unentbehrliches Hilfsmittel. Helmholtz war eine richtige Forscher- und Gelehrtennatur, dabei von überragenden Geistesgaben, die all seine Entdeckungen in den großen Rahmen des Weltzusammenhangs stellen konnten.

Daß Du mich in den nächsten Tagen besuchen willst, freut mich sehr, ich bin ja von Herzen

Dein

Gottfried.

Bibellesestapel.

- 26. Aug. Psalm 135. Kein Machwerk, sondern Macht.
- 27. Aug. Matth. 14, 1—12. Der Mord am Gewissen.
- 28. Aug. Matth. 14, 13—21. Wunderbar ist Christus.
- 29. Aug. Matth. 14, 22—36. Kein Versinken.
- 30. Aug. Matth. 15, 1—20. Die Religion der Engherzigen.
- 31. Aug. Matth. 15, 21—28. Ich lasse dich nicht.
- 1. Sept. Apostelgesch. 10, 34—43. Gott kennt keine Grenzen.

Zeitwarte.

Man möchte sagen, Deutschland ist eben wieder dabei, sich zwischen zwei Stühle zu setzen in seiner Politik zu den Nachbarstaaten im Osten. Unser auswärtiges Amt hat seinen Gesandten in Kowno angewiesen, in dem Streit zwischen Litauen und Polen den litauischen Ministerpräsidenten Woldemaras dazu zu bewegen, eine veröhnliche Haltung gegen Polen einzunehmen. Gleichzeitig ließ es bei dem polnischen Gesandten in Berlin ähnliche Vorstellungen erheben, um Polen zu einer freundlichen Haltung gegen Litauen zu bewegen. Beide Schritte sind nun leider nicht verborgen geblieben. Nicht nur Polen und Litauen sind auf die Art und Weise verknüpft worden, weil man mit Recht vermutet, Deutschland spiele hier eine doppelte Rolle, sondern vor allem hat man Rußland, das ja mit Polen und Litauen in Gegnerschaft steht, verärgert, weil Rußland in dieser polen-litauen-freundlichen Haltung eine Kampfansage gegen sich sieht.

Beinlich berührt es, wenn in der offiziellen Zeitung des litauischen Ministerpräsidenten aus dem deutschen Handeln folgende Beschlüsse gezogen werden: ein doppeltes Spiel zwischen Kowno und Warschau zu spielen, so müßte jetzt die Frage in ernste Erwägung gezogen werden, ob Litauen von einer politischen Zusammenarbeit mit Polen und sogar von der Bildung einer gemeinsamen polnisch-litauischen Front nicht am Ende mehr profitieren würde als von seiner bisherigen Politik. Eine polnisch-litauische Zusammenarbeit würde es beiden Ländern ermöglichen, im Baltikum und in allen osteuropäischen Fragen die entscheidende Rolle zu übernehmen. Die Frage der polnisch-litauischen Zusammenarbeit sei also ein sehr wichtiges Problem, das man gerade jetzt erörtern müsse.

Eingeweihte sehen in dem Schritt der deutschen Regierung eine Handlung, die nur auf Verlangen von London aus geschehen ist. Der deutsche Michel wird wieder einmal vorgeschickt, um für andere die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Dabei ist es doch gerade so, daß für uns Deutsche von der Selbständigkeit Litauens sehr viel abhängt. In diesem kleinen Lande kreuzt sich der Weg Berlin-Moskau mit dem Weg Reval-Warschau. Wer nun als Oberherr in Litauens Hauptstadt Kowno regiert oder wer nun Freund Litauens ist und das wären die Polen im Falle eines polnisch-litauischen Abkommens, der hätte alle Verbindungen zwischen Deutschland und Rußland in der Hand. Bei dem engen Zusammenarbeiten zwischen Frankreich und Polen kann man dann ruhig sagen, daß es Frankreich dann endlich gelungen ist, auch im Osten den Panzergürtel um unser Vaterland zu schmieden, zumal ja Rumänien von jeher besonders franzosenfreundlich und deutschfeindlich gewesen ist. Wenn Frankreich uns hier im Osten so händigt und festhält, dann kann es sich auf der andern Seite im Westen getrost leisten, mit einer grobkartigen Handbewegung das Rheinland zwei Jahre früher zu räumen, aber sicher wird das Rheinland nicht früher geräumt, ehe hier im Osten die Zange um Deutschland gelegt und angelegt ist. Kommt dieser französische Plan zustande, Polen, Litauen und Rumänien in eine Front gegen uns Deutsche zu stellen, dann ist Memel und der Korridor für unabsehbare Zeiten verloren. Und unsere Beziehungen nach Moskau, die unter Umständen für ein Starkwerden unseres Volkes sehr in Betracht kommen, stehen unter ständiger französischer Aufsicht.

Es ist gewiß wertvoll, wenn das Rheinland einige Jahre früher geräumt wird und es ist gewiß schön, wenn der Anschluß Oesterreichs an Deutschland bald vollzogen wird, aber man soll nicht vergessen, daß, wenn man die Zustimmung Frankreichs und Englands zu diesen beiden Dingen deutscher Politik, zu einer Räumung des Rheinlandes und zu dem Anschluß Oesterreichs erlangt, durch ein Preisgeben des deutschen Ostens, daß der Anschluß Oesterreichs und die Räumung des Rheinlandes sowieso kommen werden, ob die Franzosen wollen oder nicht. Wenn wir aber hier im Osten unser Land aufgeben und völlig ohne Sicherungen es den Polen und Litauern überlassen, es sich eben um un-

wiederbringliches Gut unseres Vaterlandes handelt. Der Appetit auf Ostpreußen bei unsern östlichen Nachbarn wird sichtlich größer. Es ist eine alte Erfahrung, daß man in der Politik da am begehrlichsten zu werden pflegt, wo der geringste Widerstand zu finden ist. Die Folge dieser einseitigen und kurzfristigen Politik unserer Reichsregierung, alles um des Westens willen zu tun, wird eine noch zunehmendere Bedrohung des Ostens sein. Wir haben alle Ursache, mit Beforgnis auf die Entwicklung der Ostpolitik unseres Reiches zu sehen.

Ich glaube nicht, daß wir übertreiben, man muß nur einmal einen Blick in die polnischen Zeitungen werfen, um die Gefahr zu verstehen. Polen will die früheren deutsch-afrikanischen Kolonien haben, Polen will in den Verhandlungen um die Räumung des Rheinlandes eine entscheidende Rolle spielen, Polen will seiner augenblicklichen Stimmung nach den Völkerbund gegen Litauen mobil machen, Polen will Königsberg als Ausgang zum Meer haben, Polen will in Kowno einmarschieren und seine Truppen erst dann in Litauen zurückziehen, wenn Litauen feierlich auf Wilna verzichtet hat. Polen will die litauische Regierung für solche Verzichtserklärung mit dem litauischen Teil Ostpreußens belohnen, Polen will Memel als Haupthafen der Ostsee haben, Polen will sich in Odessa einen Südhafen schaffen, Polen will unter Marschall Pilsudski Königreich werden.

Gewiß kann man über den größten Teil dieser lächerlichen Annahmen nur die Achsel zucken, aber in ihnen steckt doch ein so ernsthafter Kern, daß die Gefahr, die im Osten für uns ihr Haupt erhebt, nicht unterschätzt werden darf. Es kann eben so kommen, daß, wenn das litauisch-polnische Bündnis, von dem wir oben schrieben, nicht zustandekommt, daß Litauen einfach zu Polen genommen wird. Wir können von uns aus nur wünschen, daß Litauen, so unangenehm manches im Verhältnis zum Memelland uns berührt, erhalten bleibt in seiner deutsch-freundlichen Politik. Kommt es aber, wie viele Blätter und Stimmen heute prophezeien, tatsächlich zum Kriege, dann stürzt im Osten das ganze Kartenhaus der schnell entstandenen Staaten in sich zusammen und gleichzeitig wird aber auch offenbar, daß der sogenannte Völkerbund selber ein Kartenhaus ist, wenn es ihm nicht gelingt, diese Gefahr für Europa zu bannen. Gelingt es ihm nicht, dann wird auch der letzte Rest von Vertrauen dieser merkwürdigen Einrichtung gegenüber dahinsinken. Die Flamme, die im Osten gen Himmel zu schlagen beginnt, bedroht auch die deutschen Grenzen! Auf Hilfe von außen können und dürfen wir nicht rechnen. Nur wenn Deutschland sich klar ist, welches die Ziele Polens uns gegenüber sind und wenn Deutschland seinen verarmten Osten mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln stärkt, kann vielleicht die Gefahr abgewendet werden.

Von Wichtigkeit ist in diesem Zusammenhang, daß Woldemaras, der litauische Ministerpräsident, leßthin einem Deutschen gegenüber erklärt hat: „Ein Blick auf die Karte zeigt Ihnen, daß Polens Staatsgrenzen heute noch nicht festgelegt sind. Das polnische System, Korridore zu schaffen, bringt keine Regelung dieser Frage, sondern erschwert sie nur. Der westpreussische und der Wilna-Korridor müssen entweder beseitigt oder erweitert werden.“ In Woldemaras Sinne liegt es also, wie er es dann auch weiter ausführt, mit Deutschland politisch zusammenzuarbeiten, denn schon jetzt ist die Hälfte der Bewohner Polens, fremder Nationalität, also nicht Nationalpolen. Wenn dieser Mischmachstaat weiter seine Grenzen ausdehnt und noch mehr umliegende Länder verschluckt, dann ist die Gefahr des reißlosen Gegeneinanders hier im Osten. Litauen und wir können also nur auf der Hut sein. Noch sind wir im Osten keinen Schritt weiter gekommen, um den Korridor und unser bedrohtes Heimatland freisen unsere Gedanken. Mit Hilfe von London oder über Moskau sind bisher die Fragen nicht gelöst worden. Wir können nur immer wieder versichern, daß es nötig ist, für unsere ganze auswärtige Politik diesen bedrohten Punkt stärker als irgend einen andern zu stützen und zu behandeln. R. W.